

Zeitschrift:	Schauplatz Spitex : Zeitschrift der kantonalen Spitex Verbände Zürich, Aargau, Glarus, Graubünden, Luzern, Schaffhausen, St. Gallen, Thurgau
Herausgeber:	Spitex Verband Kanton Zürich
Band:	- (2013)
Heft:	2: Lebensqualität bis zum Tod
Artikel:	Im Dorf des Vergessens
Autor:	Habekuss, Fritz
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-822002

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Dorf des Vergessens

Im niederländischen «Demenzdorf» De Hogeweyk geniessen demenzkranke Menschen maximale Freiheit. Ähnliche Projekte werden nun auch in Deutschland und in der Schweiz geplant. Der Journalist Fritz Habekuss hat De Hogeweyk besucht und Fachleute zum Pro und Kontra solcher Einrichtungen befragt.

Ruth weiss schon lange nicht mehr, in welcher Welt sie lebt, aber sie weiss genau, was sie will: ihrem Besucher einen Kuss geben – auch wenn es sich bei diesem um einen wildfremden Journalisten handelt. Sie nimmt meine Hand, schaut mir tief in die Augen, zieht mich zu sich herunter und küsst mich fest auf die Wange. Dann schnappt sie sich ihren Gehstock und spaziert los, einem Ziel entgegen, das sie selbst nicht kennt.

Ruth hat schwere Demenz. Aber hier, im niederländischen De Hogeweyk, darf sie sein, wie sie ist. Denn dieses Dorf ist ganz auf Menschen mit Demenz eingestellt. Seine 152 Bewohner leiden allesamt an dieser Krankheit – und können doch tun, wonach ihnen der Sinn steht. Wer etwa, wie Ruth, nachmittags lieber im Morgenmantel spazieren geht, statt Tee zu trinken, darf dies. Denn verlaufen kann sie sich nicht. De Hogeweyk ist so verschachtelt gebaut, dass sie immer wieder an ihrem Ausgangspunkt landet.

Weltweit ein Vorbild

«Menschen mit schwerer Demenz verstehen die Welt da draussen nicht mehr. Wir schaffen ihnen eine Welt, die sie verstehen: einen normalen Alltag in einem normalen Haus», sagt die Managerin Yvonne van Amerongen, die das weltweit einmalige Projekt vor rund 20 Jahren aus der Taufe hob. Heute ist das Demenzdorf, das 20 Kilometer von Amsterdam entfernt im Städtchen Weesp liegt, zu einer Pilgerstätte für Fachleute der Pflege, der Wissenschaft und der Gesundheitspolitik aus aller Welt geworden. Nach dem Vorbild De Hogeweyks werden in vielen Ländern ähnliche Einrichtungen geplant – auch in Deutschland und in der Schweiz.

«Normalität» ist der Schlüsselbegriff dieses Konzepts. Auf den ersten Blick gleicht De Hogeweyk einem ganz normalen niederländischen Dorf. Es gibt einen Friseur, ein Restaurant und ein Café, einen Teich und eine Promenade zum Spazierengehen. Die 23 Wohnungen sind den Milieus nachempfunden, aus

denen ihre Bewohner stammen, sie reichen von Oberschicht bis Arbeiterklasse, sieben verschiedene Lebensstile gibt es in De Hogeweyk. Wer in den einzelnen WGs wohnt, verraten die Namen, die in großen und bunten Buchstaben neben den Haustüren stehen. Die Kranken leben tagsüber mit Pflegerinnen und Helfern zusammen. Diese tragen statt weisser Uniform Alltagskleidung. Unterscheiden kann man sie erst gegen Abend, wenn die Pflegekräfte beim Schichtwechsel nach Hause fahren. Man muss schon genau hinsehen, um die Brüche in der Illusion der Normalität zu bemerken: etwa die Tatsache, dass jede Wohnung zwei Eingangstüren hat – eine normale für den Alltag und eine versteckte für Notfälle. Oder die Tatsache, dass das ganze Dorf nur einen zentralen Ein- und Ausgang hat, der Tag und Nacht kontrolliert wird.

Alternative zum Pflegeheim?

Kritiker sprechen von einem «Ghetto», in dem Demente isoliert und weggesperrt werden. Andere dagegen sehen Dörfer wie De Hogeweyk als Lösung eines immer drängender werdenden Problems. Jan Bennewitz plant im Städtchen Alzey das erste deutsche Demenzdorf nach dem niederländischen Vorbild. Mitte 2014 sollen die ersten von 120 Bewohnern in die Wohnungen einziehen und «damit eine echte Alternative zum klassischen Pflegeheim haben», wie Bennewitz sagt. Der für soziale Einrichtungen tätige Unternehmensberater ist mit seiner Partnerin Yvonne Georgi die treibende Kraft hinter dem Projekt Alzey. Das Wort «Demenzdorf» meidet Bennewitz; er redet lieber von einem «Quartier, in dem wirkliches soziales Leben stattfindet». Ein Café soll die Alzeyer Bevölkerung dorthin locken, Arzt und Friseur sollen nicht nur für die demenzkranke Anwohner da sein.

Vermutlich werden bald noch andere Kommunen ähnliche Pläne schmieden. Denn der Betreuungsnotstand in der Versorgung von Demenzpatienten ist unbestritten. Rund 1,3 Millionen Menschen leiden derzeit in Deutschland an Demenz. Für das Jahr 2050 rechnet das Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung mit 2,6 Millionen Demenzkranken. Viele Familien sind von der kräftezehrenden Aufgabe der Pflege überfordert, Pflegeheime stossen schon heute an ihre Kapazitätsgrenzen. Oft fehlt ihnen das Know-how im Umgang mit Dementen, obwohl diese einen immer größeren Teil ihrer Patienten ausmachen. Oder sie konkurrieren miteinander um Fachkräfte, die in der Not aus dem Ausland angeworben werden. Zudem belastet die Betreuung die Sozialkassen und den Staats-



Bild: Pavel Prkopchik/NYT/Redux/Life

haushalt, ein Pflegeheimplatz kostet mehrere Tausend Euro pro Monat. Für manche ist das ein einträgliches Geschäft. Denn in Deutschland sind Kranken- und Pflegekasse getrennt. Wird bei einem Patienten Pflegebedürftigkeit festgestellt, wechselt er von der Kranken- in die Pflegekasse.

Für den Altersforscher Wolf Dieter Oswald ist das eine «unselige Trennung». Sie führt dazu, dass nicht die Aktivierung von Menschen mit Demenz belohnt werde, sondern das Gegenteil: Je pflegebedürftiger ein Mensch sei, desto mehr Geld bringe er für die Heime. Und «dort herrscht oft Grabesruhe», sagt Oswald, Professor am Institut für Psychogerontologie der Universität Erlangen-Nürnberg: «Die Leute werden mit Medikamenten sediert, möglichst im Bett gehalten. Denn dann gibt es die höchste Pflegestufe.» Studien zeigen, dass zwischen 26% und 42% der Kranken in irgendeiner Weise fixiert werden, fünf bis zehn Prozent werden sogar mit Gurten festgeschnallt.

Mehr Prävention, mehr Aktivierung

Der ökonomische Druck auf die Pflegeheime, der Fachkräftemangel und das Aufbrechen traditioneller Familienstrukturen werden sich in Zukunft noch verschärfen. Ohne ein grundsätzliches Umdenken in der Gesellschaft wird der demografische Wandel ziemlich

hässliche Seiten bekommen. «Jeder bekommt Alzheimer, wenn er nur alt genug wird», sagt Wolf Dieter Oswald provokativ. Deshalb fordert er mehr Rehabilitation, Prävention und Aktivierung: Auch im Pflegeheim sollten die Menschen gefördert und je nach Niveau gefordert werden. Dafür hat er ein Programm entworfen, das viele Punkte enthält, die auch im niederländischen De Hogeweyk umgesetzt werden.

Dort herrscht an einem Nachmittag im Dezember rege Geschäftigkeit. Aus dem dorfeigenen Café dringt der Gesang von Kindern, dazwischen hört man die Stimmen einiger Bewohner. Gerade ist eine Kindergartengruppe zu Gast, die mit den Demenzkranken die Ankunft von Sinterklaas, dem niederländischen Nikolaus, feiert. Nebenan in der lichtdurchfluteten Einkaufspassage wird mit Unterstützung von zwei Pflegehelfern an Adventsgestecken gewerkelt – eine von vielen Aktivitäten, die Bewohnerinnen und Bewohner wählen können, neben Singen oder Basteln und dem unvermeidlichen Bingo. Wichtig ist, dass die demenzkranken Menschen aktiv sind, auch im Alltag. Deshalb werden sie bei vielen Tätigkeiten einbezogen: Sie helfen beim Kartoffelschälen, Blumenbeetharken oder Tischdecken.

Auch einkaufen gehen können die Bewohner. Im Dorfladen «Hogeweyk Super» gibt es Äpfel, Fertig-

«Normalität» ist der Schlüsselbegriff des Konzepts von De Hogeweyk für demenzkranke Menschen in Holland. Dazu gehört auch das Geniessen einer Zigarette.



Bilder: Pavel Pirkopchik/NYT/Redux/Life

Im Demenzdorf wird Wert darauf gelegt, dass die Menschen im Alltag aktiv sind. Sie helfen unter anderem bei der Wäsche, beim Kochen und Gärtnern.

lasagne und Duschlotion. «Alles ganz normal», sagt die Managerin Yvonne van Amerongen. Ungewöhnlich ist höchstens, dass es niemand stört, wenn mit Knöpfen oder Taschentüchern bezahlt wird – alles ist erlaubt, solange es die Illusion von Normalität aufrechterhält. Und was ist mit dem Eierlikör-Regal, das schon fast leer geräumt ist? Trinkt sich hier jemand heimlich einen Rausch an? Kein Problem, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter kennen schließlich jeden der 152 Bewohner. Und bevor einer von ihnen mit zwei Flaschen Eierlikör zu Hause ankommt, hat die Verkäuferin schon längst in seiner Wohngruppe angerufen und die Pflegenden informiert.

Pläne in der Schweiz

Dieser Umgang mit den Demenzkranken hat auch Markus Vöglin beeindruckt. Er ist Direktor der Dahlia Oberaargau AG, die vier Pflegeheime in der Schweiz führt. Nach einem Besuch in De Hogeweyk will er nun am Standort Wiedlisbach im bernischen Oberaargau das erste Schweizer Demenzdorf bauen. 100 Plätze sind geplant. Wenn alles gut läuft, können die ersten Bewohner 2019 einziehen. «Uns hat überzeugt, wie dort Normalität gelebt wurde», sagt Vöglin. «Wir waren beeindruckt, wie ruhig die Bewohner waren, wie glücklich. So etwas habe ich noch nie erlebt.»

Die Simulation des Alltags hat mehrere positive Effekte: Sie schafft soziale Kontakte und fördert die geistige Aktivität. Und wie wichtig diese sind, weiß auch die Wissenschaft. «Wir haben uns gefragt: Was hält das Gehirn fit?», beschreibt Elmar Grässsel, Professor am Uni-Klinikum Erlangen, die Herausforderung. «Auf einmal ist es uns wie Schuppen von den Augen gefallen.» Er fasst die Antwort in dem Kürzel MAKs zusammen – motorische, alltagspraktische, kognitive

und spirituelle Aktivität. Sein Konzept ist vom Bundesgesundheitsministerium als eines von 29 «Leuchtturmprojekten Demenz» ausgezeichnet worden. Mit geistiger Anregung, psychomotorischen Übungen, alltagspraktischen Tätigkeiten und Kommunikation in der Gruppe will Grässsel jenen Prozess verlangsamen, der das Gehirn in sich zusammenfallen lässt. Langfristig aufhalten lässt dieser sich allerdings nicht. Denn bislang gibt es keine wirksamen Medikamente, häufig zeigen Antidementiva nur einen geringen Effekt.

Schmerhafter Weg

Umso wichtiger ist es, den Alltag möglichst lange aufrechtzuerhalten. Denn bei vielen Betroffenen setzt die beginnende Demenz einen Teufelskreis in Gang. Wer unter Vergesslichkeit leidet und sich den Anforderungen des Alltags nicht mehr ganz gewachsen fühlt, zieht sich langsam zurück. Betroffene gehen nicht mehr einkaufen und wissen irgendwann nicht mehr, wie man den Bus benutzt. Sie bleiben zu Hause, um Fehler zu vermeiden, und weichen Gesprächen aus, die sie überführen könnten – was die Isolation noch steigert und den geistigen Verfall befördert. Irgendwann greift die Krankheit auf das Langzeitgedächtnis über. Die Betroffenen wissen nicht mehr, wie man sich die Schuhe bindet und wozu eine Gabel gut ist. Sie vergessen das Gesicht des Nachbarn, haben Angst vor der Schwiegertochter, die zum Putzen vorbeikommt, haben keinen Hunger mehr und wollen um Mitternacht einen Spaziergang mit dem Hund machen, der seit 30 Jahren tot ist.

Der Weg in das Vergessen ist schmerhaft. Die Betroffenen merken, wie nach und nach das eigene Ich zerfliesst. Wehren können sie sich nicht. Noch wissen Forscher viel zu wenig über die Entstehung. Bis heute steht fest: Rund zwei Drittel der Fälle gehen auf die Alzheimer-Erkrankung zurück, rund ein Drittel sind vaskuläre Demenzen, ausgelöst durch eine Reihe kleiner Hirninfarkte. Die dritte und kleinste Gruppe sind die familiären Demenzerkrankungen, die häufig schon vor dem 60. Lebensjahr auftreten.

Wäre also ein Demenzdorf die geeignete Lösung für jene Menschen, die früher oder später stationäre Hilfe in Anspruch nehmen müssen? «Ich kann mir ein solches Modell gut in Deutschland vorstellen», sagt Elmar Grässsel vom Uni-Klinikum Erlangen. Allerdings müsse hinter dem Projekt das entsprechende therapeutische Konzept stecken. So komme es etwa darauf an, wie gut das Dorf in das Gemeindeleben eingebunden ist. Nicht zu nah am Verkehr, aber auch nicht auf der grünen Wiese müsse es angesiedelt sein. «Ghettobildung hat sich nie bewährt», warnt Grässsel. Andere sehen solche Einrichtungen kritischer. «Dort wird eine Art Disneyland aufgebaut, das mit der Realität nichts mehr zu tun hat», schimpft Peter Michell-Auli, Geschäftsführer des Kuratoriums Deutsche Al-

tershilfe. Ihm schwebt anderes vor. «Fast immer wollen die Menschen so lange wie möglich zu Hause bleiben, das sollten wir ihnen ermöglichen», sagt er. Er plädiert für eine enge Einbindung der Demenzkranke innerhalb ihres gewohnten Wohnquartiers mit nachbarschaftlicher Hilfe, einem barrierefreien öffentlichen Raum, einem Netz aus Beratung und Dienstleistungen. «Darauf müssen wir viel mehr achten als auf solche Sonderformen wie das geplante Demenzdorf in Alzey», sagt er.

Noch radikaler ist Reimer Gronemeyer. Der emeritierte Professor von der Universität Giessen empfindet es als Kränkung, eine Illusion wie in De Hogeweyk mit allen Mittel aufrechtzuerhalten. Überhaupt sollten wir aufhören, Demenz als Krankheit zu sehen, fordert er. Vielmehr sei sie ein Teil des Lebens, das «vierte Lebensalter»: «Wir müssen uns fragen, wie wir diese grosse humane Aufgabe lösen, ohne uns wegzudrehen und zu sagen: Gebt sie doch den Ärzten.»

Auch Klaus Pawletko war skeptisch, als er zum ersten Mal von der Idee der Demenzdörfer hörte. Der Vorsitzende des Vereins «Freunde alter Menschen» in Berlin gründete schon Mitte der Neunzigerjahre die erste «Demenz-WG», in der Kranke und Gesunde zusammenleben. Mittlerweile hat das Konzept Nachahmer in ganz Deutschland. In der Gesellschaft habe sich seitdem eine ganze Menge verändert, glaubt Pawletko: «Wir sind unglaublich viel weiter, einfach deshalb, weil über die Krankheit geredet wird.» Künstliche Welten wie in De Hogeweyk habe er anfangs abgelehnt, erzählt er. Nach und nach aber habe er seine Meinung geändert, auch weil Kollegen ihm berichteten, noch nie so entspannte Demenzkranke wie in De Hogeweyk gesehen zu haben. «Mittlerweile kann ich mir ein Demenzdorf grundsätzlich hier vorstellen», sagt er. «Ich weiß nur nicht, ob das mit der Mentalität der Deutschen zusammenpasst.»

Fragt man ihn nach seiner Idealvorstellung, skizziert Pawletko eine ähnliche Utopie wie Michell-Auli. «Keine Spezialeinrichtungen mehr. Menschen mit Demenz können frei auf der Straße herumlaufen, Nachbarn und die Menschen auf der Straße sind hoch sensibilisiert. Aber um das zu erreichen, müsste man in so viele Bereiche eingreifen», sagt er und klingt dabei eher skeptisch.

Der Sturz ins Vergessen

Dass das im Prinzip funktionieren kann, hat der Erlanger Professor Elmar Grässel selbst einmal erlebt, als er in Irland auf dem Weg zu einer Tagung war: In seinem Bus sass eine offensichtlich verwirrte Dame, die an jeder Haltestelle aussteigen wollte. Doch der Busfahrer hielt sie zurück. Erst an der richtigen Adresse rief der Fahrer der Frau zu, nun könne sie aussteigen, dort drüben sei ihr Haus. Dann nahm die Frau ihre Einkaufstüten und machte sich auf den Heimweg.

Leider klappt so eine aufmerksame nachbarschaftliche Hilfe eher in überschaubaren Räumen als in Großstädten. Doch die Diskussion, wie wir in Zukunft mit unseren vergesslichen Alten umgehen wollen, hat in Deutschland gerade erst begonnen. Klar ist nur, dass sie unsere Vorstellung einer optimierten Leistungsgesellschaft massiv infrage stellt. Denn uns allen droht am Ende der Sturz ins Vergessen, unabhängig von Schicht und Bildung. «Wir müssen akzeptieren, dass Leben Wandel ist», sagt Elmar Grässel. «Deshalb sollten wir tolerant sein und bedenken, dass nichts so bleibt, wie es ist.»

Der Artikel ist zuerst in der Wochenzeitung «Die Zeit» (Nr. 5/2013) erschienen.

Im Laden «Hogeweyk Super» können alle Dorfbewohner einkaufen. Unpassendes bringt das Pflegepersonal zurück (oberes Bild). Das Dorf ist so angelegt, dass die Menschen immer wieder an den Ausgangspunkt zurückfinden (unteres Bild).

